

Für unsere Kinder

Nr. 14 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Frühlingsdämmerung. Von Eichendorff. (Gedicht.) — Etwas über Menschenaffen. — Der Wind. Märchen von Karl Ewald. — Von Kindern. Von G. Keller. (Gedicht.) — Wie die Alten sungen. . . Von Käbezahl. — Der Tanzbär. Von Fritz. — Oefen Geschichte. Von Alfred Huggenberger. (Gedicht.)

Frühlingsdämmerung.

In der stillen Pracht
In allen frischen Büschen und Bäumen
Glüstert's wie Träumen
Die ganze Nacht.
Denn über den mondbeglänzten Ländern
Mit langen weißen Gewändern
Ziehen die schlanken
Wolkenfrau'n wie geheime Gedanken,
Senden von den Felsenwänden
Hinab die behenden
Frühlingsgefallen, die heißen Waldquellen,
Die's unten bestellen
An die duft'gen Tiefen,
Die gerne noch schliefen.
Nun wiegen und neigen in ahnendem Schweigen
Sich alle so eigen
Mit Ähren und Zweigen,
Erzählen's den Winden,
Die durch die blühenden Linden
Vorüber den grasenden Rehen
Säuselnd über die Seen gehen,
Daß die Nixen verschlafen austauschen
Und fragen,
Was sie so lieblich hauchen —
Wer mag es wohl sagen?

Eichendorff.

○ ○ ○

Etwas über Menschenaffen.

Die Wissenschaft hat längst den Beweis erbracht, daß die Menschen nicht, wie uns in alten Schöpfungsgagen berichtet wird, eines schönen Tags von irgend einem Gotte fix und fertig auf die grüne Erde gestellt worden sind. Sie hat gezeigt, daß die Menschen wie alle übrigen Lebewesen sich im Laufe von Jahrtausenden entwickelt haben, aus tierischen Anfängen bis zur Höhe der heutigen Kultur. Die Völkerkunde hat uns mit der Lebensweise und den Anschauungen ganz tiefstehender Rassen und Volkstämme bekannt gemacht und uns

gelehrt, sie als eine Vorstufe unserer eigenen Entwicklung zu betrachten. Dank diesen Forschungen können wir uns ein ziemlich klares Bild von den frühesten und einfachsten Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens und Nahrungserwerbs machen. Ausgrabungen uralter Knochenreste haben uns ferner gelehrt, daß der „Urmensch“ auch äußerlich, vor allem im Schädelbau sich vom heutigen Durchschnittsmenschen noch wesentlich unterschied.

Der Ausdruck „Urmensch“ ist nicht ganz richtig. Schon der niederste menschliche Typus, den wir, sei es bei den noch heute existierenden „Wilden“, sei es durch Ausgrabungen, kennen lernten, hat seine Vorgeschichte, die sicher nach Hunderttausenden von Jahren zählt. Während dieser unermesslich langen Zeiträume hat sich das Säugetier Mensch von den ihm nächstverwandten Vierhändlern abgefordert, die aufrechte Haltung angenommen, mit den ersten artikulierten Lauten einen ganz bestimmten Sinn verbunden und den Gebrauch von Holz und Stein als Waffe oder Werkzeug erlernt. Mit alledem hat der Mensch die geistige Überlegenheit seiner Gattung über alle anderen Tiere in unbewußter Arbeit vieler Geschlechter vorbereitet.

Aus dieser Vorzeit des Menschen sind uns keine nennenswerten Spuren erhalten. Wir können uns nur eine ungefähre Vorstellung jener Entwicklungsstufe machen durch das Studium der geistigen Fähigkeiten und der Lebensgewohnheiten einiger großen Affenarten, deren Menschenähnlichkeit klar zutage tritt. Ist die Lehre wahr, die behauptet, daß auch der Mensch aus affenähnlichem Zustand sich emporentwickelt hat, so müssen beim Schimpanzen, Gorilla, Orang und Gibbon sich umgekehrt auch einige Reime menschenähnlicher Eigenschaften finden. Natürlich kommen die dressierten Tiere nicht in Betracht, die wir in zoologischen Gärten und Zirkussen zu Gesicht bekommen. Daß ein Affe Radfahren lernt, sich aus- und anzieht, aus einer Tasse trinkt und sich eines Nachtopfes bedient, ist kein Beweis menschenähnlicher Anlagen. Das ist Dressur, nicht Natur.

Um für unsere Zwecke etwas zu erkennen, müssen wir die Möglichkeit haben, diese interessanten Tiere in ungezwungener Freiheit zu

beobachten. Man muß die Menschenaffen unter den natürlichen Lebensbedingungen ihrer Heimat kennen lernen, denn in der Gefangenschaft, unter einem anderen Klima, bei künstlicher Fütterung ändern alle Tiere ihre Gewohnheiten, schließlich auch ihre geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Auch genügt es nicht, daß hier und da ein Forschungsreisender auf kurze Zeit in die von Menschenaffen bewohnten Gebiete eindringt und einige unzusammenhängende Beobachtungen macht.

Vor einigen Jahren ist es gelungen, nahe bei der Heimat der Menschenaffen, auf der Nordwestafrika vorgelagerten Insel Teneriffa eine dauernde Beobachtungsstation unter günstigen Bedingungen einzurichten. Der Berliner Professor Rothmann, von dem die Anregung seinerzeit ausging, hat neulich über die bisherigen Forschungsergebnisse berichtet. In dem Bericht steht allerhand, was wissenschaftlich ist und zum Nachdenken Stoff gibt.

Die Beobachtungsstation für Menschenaffen auf Teneriffa umfaßt einen Morgen Land, das von einem Drahtnetz umgeben und überwölbt ist. Den Boden bedeckt hohes Gras. Auf dem Gelände steht ein kleines, einstöckiges Haus, von dem aus die Tiere unbemerkt beobachtet werden können. An das Haus angebaut sind die Schlafräume der Affen, im freien stehen Turngeräte. Einen Bananenbaum, der inmitten des Platzes stand, haben die Tiere total verwüstet.

Zunächst wurden eine Anzahl ganz junger Schimpansen nach der Station gebracht. Jedes der angekommenen Tiere wurde für sich in einen besonderen Raum getan, wo sie ein Vierteljahr blieben. Während dieser Zeit freundeten sich die Leiter der Station, Herr G. Teuber und seine Frau, mit den einzelnen Tieren an, was nicht immer ganz leicht war. Aber auch unter den Tieren selbst entstanden Freundschafts- und Liebesbände. Nach einiger Zeit wurden sie deshalb paarweise zusammengesetzt.

Besonders interessant war es, festzustellen, daß die Tiere, als sie zum erstenmal ins Freie gelassen wurden, sofort eine Herde bildeten, wobei ein besonders starkes und intelligentes Männchen, Sultan, die Führung und ein großes Weibchen regelmäßig die Sicherung nach hinten übernahm. Ganz instinktiv haben hier die Affen den Grundsatz befolgt, daß für pflanzenfressende Tiere der gesellige Zusammenhalt im Kampfe ums Dasein große Vorteile bietet.

Die einmal im Gras getretenen Wege wurden auf den Wanderungen von den Tieren

stets wieder benutzt. Bei Annäherung eines Menschen stieß der Führer Warnungsrufe aus. Man beobachtete, wie die Affen wiederholt mit Steinen nach anderen Tieren warfen. Auch in der Herde selbst ging es durchaus nicht immer friedlich zu. Es kam hin und wieder zu Prügeleien, wobei alle über das schwächste Tier herfielen. Auch Neulinge wurden erst gründlich verprügelt, ehe sie in die Horde aufgenommen wurden. Im allgemeinen aber waren sie verhältnismäßig friedlich untereinander.

Als Spiel war das sich gegenseitige Haschen (Zeckspiel) sehr beliebt. Auch spielten die Affen gern mit Wasser und machten sich deshalb oft an der Wasserleitung zu schaffen. Sie hatten alle schnell die Benutzung des Mechanismus gelernt, ja, sie verstanden sogar, je nachdem ob sie viel oder wenig Wasser haben wollten, den Hahn zu stellen! Einer von ihnen war übrigens (wohl durch Beobachtung) dahintergekommen, daß die Leitung durch Ab- und Andrehen des Haupthahns abgestellt und eingestellt werden kann. Er hat sich diese Kenntnis oft zunutze gemacht.

Mitunter umzingelten die Affen durch Kreisbildung eine Eidechse und jagten sie unter großen Freudenbezeugungen im Kreise von einem zum anderen. Auch Tänze wurden von einzelnen Tieren ausgeführt. So führte Sultan beim Eintritt in den Schlafraum öfter einen merkwürdigen Tanz auf, wobei ihm die Weibchen zusahen. Bei diesem Tanze trat ein gewisses rhythmisches Empfinden zutage, indem der Tänzer in bestimmter Zeitfolge immer dreimal mit der Hand auf den Boden schlug. Wenn der Stationsleiter übrigens denselben Rhythmus durch mehrmaliges Aufschlagen der Hand an die Wand angab, konnte er Sultan dadurch zum Tanze anregen. Auch die Weibchen tanzten mitunter, wobei sie sich um sich selbst drehten und dabei rhythmisch mit der Hand auf den Boden schlugen. (Schluß folgt.)

o o o

Der Wind.

(Nachdruck verboten.)
Märchen von Karl Ewald.

Am Montagmorgen stand der Schiffer in seinem Boot, spuckte ins Wasser und fluchte, daß es sich grauenhaft anhörte.

„Nun hab' ich acht Tage hier müßig gelegen und auf Ostwind gewartet,“ sagte er. „Aber Morgen für Morgen kommt der Wind von Westen. Die Fische verkaufen mir im Schiff, und ich werde ein armer Mann. Willst du dich denn nicht drehen, Wind?“

„Ich kann nicht,“ sagte der Wind betrübt.
 „Du schofler, garstiger Wind!“ rief der Schiffer.

Am Dienstagmorgen öffneten sich die Knospen des Apfelbaums.

„Dies ist für mich der wichtigste Tag im Jahr,“ sagte der Baum. „Heute entscheidet sich mein Schicksal. Lieber, guter Wind . . . heute blühe ich, da darfst du um Gottes willen nicht wehen. Wenn meine Blüten heruntergeweht werden, bekomme ich ja keine Äpfel. Jetzt sei hübsch still, bloß heute.“

„Ich möchte so gern, wenn ich nur könnte,“ sagte der Wind.

Damit segte er über den Apfelbaum hin, und all die weißen Blüten flogen in die Luft.
 „Du bist ein recht, recht böser Wind,“ klagte der Apfelbaum.

Am Mittwochmorgen stand der Müller auf seiner Mühle und betrachtete den Himmel.

„Jetzt mach' ein wenig flink, mein lieber Wind,“ sagte er. „Heute müssen wir mahlen. Ich bin nicht so unvernünftig wie der Schiffer. Mir ist es ganz gleichgültig, ob du von Nord oder Süd, Ost oder West kommst, wenn du nur kommst. Ich drehe einfach die Mühlenhaube. Aber wenn du gar nicht wehst, so werde ich wütend.“

„Hier bin ich, hier bin ich,“ sagte der Wind, und die Mühle ging.

„Du tüchtiger Wind,“ rief der Müller.

„Ach, ich muß mich wieder legen,“ sagte der Wind.

Und weg war er, und die Mühle stand still.

„Du häßlicher Wind,“ klagte der Müller.

Am Donnerstagmorgen stand der kranke Knabe hinterm Fenster und guckte hinaus.

„Woher kommst du heute, Wind?“ fragte er.

„Von Osten,“ entgegnete der Wind.

„Lieber, guter Wind, du mußt dich drehen oder dich legen,“ sagte der Knabe. „Ich bin sehr krank gewesen. Und der Doktor sagt, daß ich bei Ostwind nicht hinaus darf. Und ich möchte so fürchtbar gern hinaus. Ich bin in diesem Jahre noch gar nicht im Walde gewesen und habe nicht ein einziges Mal mit dem wunderschönen Bogen geschossen, den ich zu meinem Geburtstag bekommen habe. Lieber, lieber Wind, du kannst das einem kranken, kleinen Jungen doch nicht abschlagen.“

„Ich kann dir nicht helfen,“ heulte der Wind.

Der Junge weinte und stampfte auf den Fußboden.

„Ich hasse dich, du garstiger Wind,“ rief er.

Am Freitagmorgen hängte die Pfarrersfrau ihre Wäsche zum Trocknen auf die Wiese.

„Der Wind weht gerade richtig so,“ sagte sie. „Heute nachmittag ist alles trocken. Dann können wir wirklich sagen, daß wir diesmal Glück mit der Wäsche gehabt haben.“

Gegen Mittag wurde der Wind zum Sturm.

Die Pfähle stürzten um, die Leinen zerrißen und die Wäsche flog auf die Erde. Die Pfarrersfrau lief verzweifelt umher und sammelte sie auf.

„Ach, Herrgott, Herrgott!“ sagte sie. „Wie sieht sie aus! Da ist nichts anderes zu tun, als die ganze Geschichte wieder in den Zuber zu stecken. Der Henker soll den elenden Sturm holen.“

„Ich kann nichts dafür,“ brüllte der Sturm.

Am Sonnabendmorgen waren die Samen des Löwenzahns fertig.

Niedlich saßen sie mit ihren Regenschirmchen da und warteten darauf, daß der Wind sie in die Welt hinaustragen sollte. Es waren viele, und sie waren schön; der Löwenzahn war stolz auf sie.

„Es ist hübsch, wenn einem die Kinder Freude machen,“ sagte er. „Ich habe für sie geblüht und sie in meinem Schoße genährt. Jetzt müssen sie selbst für das übrige sorgen. Komm, lieber Wind, und hilf mir, sie unterzubringen. Wenn sie gleich auf die Erde fielen, so würden sie einander beim Aufwachsen ersticken. Darum habe ich jedem von ihnen einen Fallschirm mitgegeben, der sie ein gutes Stück übers Feld dahintragen kann. So zerstreut sich die Familie und beherrscht die Welt. Komm, lieber Wind, und trage sie. Ich verlange nichts als eine schöne kleine Sommerbrise.“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Wind. Und er rührte sich nicht. Er war so still, so still.

„Du böshafter Wind,“ sagte der Löwenzahn. „Gestern hast du so gestürmt, daß die ganze Wäsche der Pfarrersfrau verdorben wurde, und heute magst du nicht einmal meine leichten Kinderchen ein paar Ellen weit übers Feld tragen. Schämen, schämen, schämen solltest du dich.“

„Ich kann nicht,“ seufzte der Wind.

Am Sonntagmorgen lag der Wind hinterm Waldjaun. Neben ihm saß eine Maus und leckte ihre Pfötchen.

„Wie du seufzest, Wind,“ sagte die Maus.

„Muß ich nicht seufzen?“ sagte der Wind.

„Es gibt auf der ganzen Welt kein Wesen, das so unglücklich ist wie ich.“

„Das ist viel,“ sagte die Maus. „Ja... ich kenn' dich ja nicht näher. Ich bin nur klein und halte mich an die Erde, so daß du meistens über meinem Kopfe dahinfährst. Aber neulich hab' ich jemand in anderem Tone von dir sprechen hören.“

„Hat man mir etwas Gutes nachgesagt?“ fragte der Wind. „Wer war es? Geschwind, erzähle!“

„Der Dichter war es,“ sagte die Maus. „Hier hat er mit seiner Liebsten gegessen und ihr Verse vorgelesen, die er über dich verfaßt hatte.“

„Ach, der Dichter,“ sagte der Wind mißmutig. „Was hat in den Versen gestanden?“

„Daß du lind und mild wärest, daß du ihre Wange umfächeltest und mit ihren Locken spieltest,“ sagte die Maus.

„Gewiß,“ sagte der Wind. „Und neulich hat er geschimpft, weil ich seine Nase blaue gefärbt und ihm die Frisur in Unordnung gebracht hatte.“

„Es stand auch etwas davon da, wie schön und stolz du bist, wenn du in all deiner Macht übers Meer braust,“ fuhr die Maus fort. „Er sagte, er kenne nichts Herrlicheres, als wenn du die Wogen peitschst und sie empor-schäumen läßt.“

„Vorgestern hat er gefeiert,“ sagte der Wind. „Dabei ist er seekrank geworden und hat mich elenotiglich gescholten und verunglimpft. Nein, er ist um kein Haar besser als die anderen.“

„Ja, wenn sie alle so zornig auf dich sind, so muß doch wohl etwas mit dir nicht in Ordnung sein,“ sagte die Maus.

„Ach Gott, ach Gott,“ stöhnte der Wind.

Und er fuhr fort, zu seufzen und zu jammern, so daß es jämmerlich anzuhören war. „Vertrau dich mir an,“ sagte die Maus. „Das erleichtert immer ein bißchen. Und ich stehe, wie gesagt, außerhalb des Ganzen. Mir hast du niemals etwas Böses noch etwas Gutes erwiesen.“

„Ich bin das unglücklichste Wesen der Welt,“ sagte der Wind. „Alle betrachten mich als einen mächtigen Herrn und bitten mich bald um dies und bald um jenes. Und doch bin ich nur ein armseliger Diener, der die Befehle seines Herrn

erfüllt und seinen Finger auf eigene Hand rühren kann.“

„Ei, ei,“ sagte die Maus. „Das hätte ich mir nicht träumen lassen.“

„Und doch ist es die reine Wahrheit,“ erwiderte der Wind. „Jeden Tag verunglimpft man mich, weil ich die Wünsche meines Herrn erfülle.“

„Wer ist dein Herr?“ fragte die Maus.

„Mein Herr ist die Sonne,“ sagte der Wind. „Sie ist schuld an all dem Bösen, was ich tue, aber ich bekomme Prügel dafür.“

„Erzähle,“ rief die Maus.

„Das ist bald erzählt. Siehst du, jetzt liege ich hier still und tue keiner Katze etwas.“

„Das ist hübsch von dir,“ sagte die Maus.

„Allerdings muß ich dir sagen: wenn ich jemandem etwas Schlechtes wünsche, so der Katze!“

„Es handelt sich gar nicht um hübsch oder nicht hübsch für meine Person,“ sagte der Wind.

„Ich kann nichts von selbst tun. Aber höre zu: wenn die Sonne drüben im Osten recht stark zu scheinen beginnt, so muß ich augenblicklich fort und muß Westwind sein, ich mag wollen oder nicht.“

„Ich kann dir nicht folgen,“ sagte die Maus.

„Gewiß,“ sagte der Wind. „Die Luft, die von der Sonne erwärmt worden ist, steigt in die Höhe... das tut warme Luft immer, weil sie leichter ist als kalte.“

„Ja, mir ist das gleichgültig,“ sagte die Maus, die sich gekränkt fühlte, weil sie die Sache nicht verstand.

„Aber mir nicht,“ rief der Wind. „Denn da, wo vorher die Luft war, entsteht ein leerer Raum, und dann heißt es sofort: Psi, Wind, komm geschwind mit frischer Luft hierher. Und wenn ich stillgelegen habe, so soll ich auf und davon; und wenn ich Ostwind gewesen bin, so soll ich auf die Minute Kehrt machen und Westwind sein.“

„Aha,“ sagte die Maus. „So hängt die Sache zusammen. Du hast bloß zu gehorchen.“

„Ganz richtig,“ sagte der Wind. „Niemand weiß ich, bevor die Order kommt, wohin ich soll. Findet keine Erwärmung statt, so liege ich still und muß mich darein finden, von denen ausgescholten zu werden, die mich brauchen, und nicht begreifen können, wo ich bleibe. Dann kommt Befehl von Osten, ich fahre von Westen daher und höre unterwegs nichts als die Verwünschungen derjenigen, die mich von Osten erwartet haben.“

„Ja, das muß nicht gerade amüsant sein,“ sagte die Maus.

„Es ist fürchterlich,“ sagte der Wind. „Und siehst du . . . wenn die Sonne nun ganz plötzlich den Einfall bekommt, irgendwo zu scheinen, und wenn sie dann sehr stark scheint, so muß ich rennen wie verrückt, um zeitig genug zu kommen. Dann werde ich zum Sturm und fahre über Meere und Länder dahin; die Bäume stürzen um, die Dächer werden von den Häusern weggeweht, und die Schiffe scheitern. Dann beschuldigen sie mich grauenhafter Bosheit und werfen mir all das Unglück vor. Und ich kann doch gar nichts dafür.“

„Ich gebe zu, daß das ein hartes Los ist,“ sagte die Maus. „Die Sonne verdient ja die Prügel und nicht du.“

„Allerdings,“ sagte der Wind. „Aber die Sonne verehren sie und beten sie an.“

„Könntest du nicht jemand veranlassen, ihnen zu erklären, wie die Sache zusammenhängt?“ meinte die Maus.

„Wer sollte das wohl sein?“ fragte der Wind und schüttelte den Kopf.

„Du solltest einmal mit dem Dichter reden,“ entgegnete die Maus.

„Das würde viel helfen!“ sagte der Wind. „Glaubst du, der Dichter macht sich etwas daraus, wie die Sache zusammenhängt? Er richtet die Dinge so ein, daß er sie in Verse setzen kann. Und dazu läßt sich ja auch nichts sagen. Ein jeder stiehlt in seinem Gewerbe. Er schildert mich als mild und sanft und lieblich. Oder als stolzen, übermütigen Herrn. Würde er erzählen, daß ich in Wirklichkeit nur ein elender Diener bin, der auf Befehl seines Herrn von einem Ende der Welt bis zum anderen rennt — was glaubst du, würde dann aus den Versen werden?“

„Daran mag etwas Wahres sein,“ sagte die Maus gedankenvoll.

„Gib nur acht,“ sagte der Wind. Dort kommen die Leute aus der Kirche. Hör’ zu, was sie sagen, dann wirst du sehen, daß ich nicht übertreibe.“

Der Wind versteckte sich hinterm Zaun und die Maus lugte unter einem Hufblatt hervor, während die Leute vorbeigingen.

Da kam die Pfarrersfrau und die Mutter des kleinen, kranken Jungen. Es kam der Schiffer, und es kam der Müller, und es kamen noch viele andere.

„Wie geht es Ihrem Jungen?“ fragte die Pfarrersfrau.

„Danke,“ sagte die Mutter. „Es geht besser, aber nur langsam. Bei dem scharfen Winde konnte er ja nicht ins Freie.“

„Ach ja, der Wind, der Wind!“ meinte die Pfarrersfrau. „Denken Sie sich . . . am Freitagmorgen hänge ich meine ganze Wäsche auf die Wiese. Es war wunderschönes Wetter, so ein trockener Wind, wissen Sie. Und dann kam ein solcher Sturm, daß mir alles verdorben wurde. Bloß des widerwärtigen Windes wegen müssen wir die ganze Wäsche noch einmal waschen.“

„Entschuldigen Sie, daß Sie das Mehl noch nicht gekriegt haben,“ sagte der Müller zum Bauern. „Es ist nicht meine Schuld, sondern die des Windes. Man konnte sich keine Stunde lang auf ihn verlassen.“

„Der Wind ist der unzuverlässigste Geselle von der Welt,“ sagte der Schiffer. „Braucht man Ostwind, so kann man zehn gegen eins wetten, daß Westwind herrscht. Soll der Wind sich legen, so weht er. Soll er wehen, so legt er sich. Will man Stille haben, so bekommt man Sturm.“

Die Leute gingen weiter.

„Das sind wahre Worte,“ sagte der Apfelbaum. „Dienstag hat mir der Wind alle meine schönen Blüten weggenommen.“

„Der Wind ist das größte Ungeheuer der Welt,“ rief der Löwenjahn. „Sonnabend hat er es mir abgeschlagen, mit meinem Samen in die Welt zu fliegen.“

„Hörst du es?“ sagte der Wind.

„Ich habe gehört,“ erwiderte die Maus. „Und ich bedaure dich aufrichtig.“

„Und doch gibt es noch Schlimmeres,“ sagte der Wind. „Nun kennst du also mein Schicksal. Du weißt, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich den Leuten Übles zufüge, und daß ich den Zorn über meines Herrn Taten geduldig auf mich nehmen muß. Kann es dich befremden, wenn ich hier und da einmal zusammenbreche?“

„Nein, wirklich nicht,“ entgegnete die Maus.

„Ein anderer könnte es ja überhaupt nicht ertragen.“

„Gut,“ sagte der Wind. „Ich stöhne so manches liebe Mal. Mein unverdientes Geschick quält mich dann so, daß ich brüllend auf dem Meere in der Tafelage haufe, heulend in die Schornsteine fahre und durch alle Ritzen und Spalten pfeife. Weißt du, was dann die Leute sagen?“

„Nein,“ erwiderte die Maus.

„Dann sagen sie: Hörst, wie böse der Sturm brüllt . . . hört, wie häßlich der Wind heult . . . wie unheimlich er pfeift!“

„Armer Wind!“ meinte die Maus.

Der Wind sagte nichts mehr, sondern seufzte bloß. Auch die Maus sagte nichts, denn sie wußte keinen Trost für ihn.

Da auf einmal kam Unruhe in die Luft.

„Hallo!“ rief der Wind. „Jawohl! . . . nach Süden? . . . Ich komme, ich komme!“

Die Maus lief hervor, um Ausschau zu halten, wurde aber dermaßen herumgewirbelt, daß sie beinahe den Rückweg in ihr Loch nicht wiedergefunden hätte. Als sie schließlich wieder zu Hause war, zitterte sie vor Wut.

„Der schoßte Wind!“ jagte sie. „Da sitze ich und höre mir geduldig seine dummen Geschichten an, und dann übersällt mich plötzlich der rohe Bursche. Undank ist der Welt Lohn!“

o o o

Von Kindern.

Ich sah jüngst einen Schwarm von frischen Knaben,

Gekoppelt und gezäumt wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharften an der Erde
Und taten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst noch diesen ist
Schwerde,

Das schien die Duben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gasse traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Herde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Siebe
Und launisch das Gespann ließ gehn und wenden.

Wenn nur dies frühe Sinnbild niedrer Triebe,
Anstatt mit schlimmer Wirklichkeit zu enden,
Einst mit den Kinderschuh'n verkoren bliebe!

Gottfried Keller.

o o o

Wie die Alten lungen . . .

„Heute Nachmittag keine Schule!“ Mit ungeheurer Freude nahmen die Jungen diese Mitteilung ihres Lehrers auf und grinsten über das ganze Gesicht.

„Hurra!“ schrie ein fecker Knirps weit hinten in der letzten Bank. Der hatte guten Grund so zu rufen, er versäumte ja nichts: weniger als er konnte man kaum lernen!

Der Lehrer nahm ihm den disziplinwidrigen Ausruf nicht übel. Warum auch? Er zeugte von dem echten vaterländischen Geist der Jugend und war in der gegenwärtigen Kriegszeit zum leinigen Lösungswort geworden. „Hurra!“ erklang es jetzt immer und überall. Und die Straßen widerhallten von dem lauten Ge-

sang der Soldaten. Es war keine Kleinigkeit, Schule zu halten in diesen bewegten Tagen.

Die Schulstunde hatte ihr Ende erreicht. Die Jungen nahmen ihre Büchertaschen auf und stürzten lärmend die breite Steintreppe hinab. Drunten auf der Straße staute sich der Haufe einen Augenblick; alle schwaigten, pfliffen und lachten wirr durcheinander. Jeder der Bengel wollte die neu gewonnene Freiheit auf möglichst geräuschvolle Art genießen.

Dazwischen hinein, den Spektatel weit überholend, gellte ein helles Stimmchen: „Wir spielen Krieg den Nachmittag! Krieg! Wer tut mit?“

Die Jungen waren Feuer und Flamme.

„Ich — ich — ich!“ erklang es stürmisch ringsum.

„Also, um zwei Uhr beim Gänsepeterbrunnen! Alles Waffen mitbringen!“ ließ sich der kleine Schreihals von vorn wieder vernehmen.

„Es gilt! Es gilt!“ kam es vielstimmig zurück. Dann trotzte die Gesellschaft kreuzvergnügt nach Hause.

Eine häßliche Anzahl von Jungen war um 2 Uhr beim Gänsepeterbrunnen versammelt. In die dreißig „Mann“ hatten sich da eingefunden. Ihre Ausrüstung ließ in Bezug auf Einheit allerdings recht viel zu wünschen übrig, sie war so phantastisch und bunt wie möglich. Neben dem bleichfunkteln Spielgewehr und dem geschmützten Holzäbel waren der roh zugespitzte Besenstiel und die Jaunlatte vertreten. Auch das Sinnbild der Kampfstreue, die Fahne, fehlte nicht — zwei waren vorhanden. Einer der Jungen hatte die Trommel umgehängt, die er unablässig rührte. Ein anderer gab sich verzweifelte Mühe, seiner mitgebrachten Flöte die gräßlichsten Töne zu entlocken.

Vor dem noch regellos durcheinanderflutenden Haufen stand respektvoll der hochaufgeschossene Pfizenmeier. Er war mit einer Offiziershülle umgürtet, an der linken Seite baumelte ein eiserner Schleppäbel und das sommerprossige Haupt wurde von einer Pickelhaube aus schwarzlackierter Pappe gekrönt. Diese hervorragende Ausrüstung befähigte Pfizenmeier seiner Meinung nach ohne weiteres zum Hauptmann, und neidischen Blickes musterte er den dicken Baumann, der ebenfalls einen Schleppäbel trug und in einer Wanka glänzte. Natürlich würde dieser Kerl auch Anspruch auf die Führung erheben.

Aber diesen wichtigen Punkt entspann sich nun unter den Jungen ein lebhafter Streit. Die

Mehrheit war für Pfizenmeier, der besser kommandieren konnte. Als aber sein Rivale Baumann zornig erklärte, nicht mehr mittun zu wollen, mußte man zur Bildung einer zweiten Abteilung schreiten. Ihr Hauptmann wurde Baumann, sie sollte gegen die erste Abteilung kämpfen. Den Vorschlag, „Engländer“ zu sein, lehnte die „Mannschaft“ aber entrüstet ab. Die Kinder hielten jeden Engländer für einen Ausbund der Schlechtigkeit. Nein, tausendmal lieber wollten sie „Franzosen“ spielen!

Jede Abteilung erhielt einen Fahnenträger und einen Spielmann. Der „Trommler“ kam zur ersten, der „Flötenbläser“ zur zweiten Truppe.

Endlich, nach langem Hin- und Herzanken konnte man an den Abmarsch denken, der, um wirksam zu sein, gemeinsam geschah. Unter mächtigem Trommelschlag ging's durch die Straßen; der Pfizenmeier und der Baumann an der Spitze ihrer Abteilungen, gravitatisch mit geschultertem Säbel. Aus voller Kehle wurde das bekannte Soldatenlied angestimmt: Heimat, o Heimat, bald muß ich dich verlassen, Sturm hat der Kaiser im Land rings blasen lassen. Welschland läßt uns keine Ruh, Walde marschieren wir Welschland zu!

Die Leute auf dem Bürgersteig betrachteten schmunzelnd den kriegerischen Aufzug, und ein älterer, graubärtiger Mann sagte freudig lächelnd zu seinem Nachbar: „Ja ja, die Jungen! Das haben sie von uns Alten!“

Am Stadtende trennten sich Freund und Feind; auf verschiedenen Wegen marschierten sie dem nahen Walde zu, in die „Argonnen“, wo ein größeres Treffen verabredet war.

Im Walde angelangt, machte die Truppe Pfizenmeier Halt. Man stellte Posten aus und lagerte sich im Moose. Der Hauptmann schickte eine Erkundungspatrouille weg. Bald kam diese in weiten Sprüngen zurückgerannt und meldete, der „Feind“ nahe von rechts. Rasch wurde angetreten. Der lange Pfizenmeier zog sein Schlachtschwert, turnte wichtig vor der Front herum und schrie aus Leibeskräften:

„Soldaten! Es geht in den Kampf! Haltet euch tapfer und haut feste drauf, damit wir siegen!“

„Hurra! Hurra!“ brüllten die Jungen, daß der Wald widerhallte.

Und „Hurra! Hurra!“ kam ein vielschimmiges Echo aus einiger Entfernung unter den Bäumen zurück. Das war der anrückende „Feind“, dem man jetzt tatendurstig entgegenzog.

Bald standen sich die beiden Abteilungen in Schweite gegenüber. Der Trommler paukte wie wahnsinnig auf sein Instrument, während der Spielmann drüben das Blaue vom Himmel herunterblies. Diesen Sturmsignalen folgte der Angriff. Unter höllischem Geschrei stürzten die „Armeen“ aufeinander, die Krieger hieben blind drauf los, packten sich an den Haaren und am Halse und balgten sich mitunter keuchend am Boden. Die Betroffenen heulten laut auf, während die „Sieger“ — meist große, kräftige Jungen — sie mit groben Schimpfworten traktierten, um die eigene Kauflust zu steigern.

Eine Anzahl weniger mutig veranlagter Jungen blieb vorsichtig im Hintergrund. Sie taten sich als „Artillerie“ auf und beschossen den Gegner aus der Ferne mit Lannenzapsen und kleinen Holzstücken.

Inmitten des Trubels hatte der lange Pfizenmeier den feindlichen Anführer Baumann bisher vergeblich gesucht. Jetzt entdeckte er ihn, als er gerade dabei war, einen aus Pfizenmeiers Abteilung regelrecht zu verwalten. Sogleich rannte Pfizenmeier mit geschwungenem Säbel auf ihn zu. Der dicke Baumann sah den „Feind“ noch rechtzeitig, ließ von seinem Opfer ab und stellte sich Pfizenmeier kampfbereit entgegen. Einige Minuten lang schlugen sie nach Fechterart die Säbel hart zusammen, dann aber holte Pfizenmeier zu einem mächtigen Stoß nach dem Kopfe des Gegners aus. Ein Schmerzensschrei, so fürchterlich, so durchdringend, daß er die kämpfenden bange aufhorchen machte, überlötete den tosenden Lärm. . .

Pfizenmeier entfiel der Säbel.

„O, mein Auge! Mein linkes Auge!“ rief Baumann kläglich, lehnte sich an einen Baumstamm und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ein roter Blutquell rieselte zwischen den Fingern herab.

Niemand dachte jetzt mehr an die „Schlacht“. Vergessen waren mit einem Male die erlittenen Schrammen und Beulen, vergessen waren Engländer, Russen und Franzosen. „Freund und Feind“ eilten entsetzt herbei und umstanden mitleidig den winselnden Baumann. — Blut! — Ein eisiges Grauen schlich den Knaben zum Herzen hinaus. Verfloren war auch der dumme Groll Pfizenmeiers und ohnmächtige Reue wandelte ihn an. Fast demütig wendete er sich an den Verletzten.

„Du, du, das habe ich nicht gewollt — ganz gewiß nicht! Darfst es mir glauben!“ stammelte er. „Komm, ich will dich verbinden!“

Und mit seinem eigenen Taschentuch wischte er dem sich Sträubenden das Blut sorgsam von der Wange. Erschocken gewahrte er an Stelle des linken Auges eine einzige blutende Wunde...

„Siehst du etwas? Sag' doch!“ — Wie eine flehende Bitte klang es.

„Nein!“ heulte der Baumann auf. „Gar nichts sehe ich! O, mein Auge, mein Auge!“

Mit zitternder Hand ergriff Pfizenmeier ein ihm gereichtes Taschentuch und band es Baumann schräg über die Stirne. Dann saßte er ihn sanft unter dem Arm.

„Komme, ich gehe mit dir zum Doktor!“

Gedrückt und stille folgten die Jungen den beiden Voranschreitenden. Wie ein Alp lag es auf allen. Bei jedem ein schriller Klang, als ob eine Saite gesprungen wäre... Räbesagt.

o o o

Der Tanzbär.

Bekanntlich lief einmal ein der Kette entkommener Tanzbär in den Wald zurück, wo er von den anderen Bären aufs beste bewillkommt wurde. Nach den ersten Begrüßungen schon rügte er ihre ungeschlachten Manieren und zeigte ihnen die in der Gefangenschaft auf der heißen Blechplatte erlernten Künste, indem er sich gravitatisch aufrichtete und im Takte abwechselnd die Hinterbeine hob.

Was taten da die Waldbären?

Sie lachten ihn furchtbar aus, denn sie waren eben Waldbären

Freis.

o o o

Dchjengeschichte.

Auch die Tiere, ihr dürft nicht lachen, können sich ihre Gedanken machen.

Einen Dchjen hab' ich im Stalle —

„Dchjen sind dumm!“ unterbrecht ihr mich alle, Doch da muß ich protestieren:

Der meine geht zwar auch auf Bieren,

Zupft aus der Kaufe sein karges Fressen,

Ist auf Arbeit nicht arg veressen,

Zum Neben will seine Zunge nichts taugen —

Aber mein Dchje hat zwei Augen,

Munde Gloßaugen, die langsam sich drehn,

Und dennoch viel verraten und sehn.

Oft wenn er pflügt mit müdem Rücken, Scheinen sie gleichsam nach innen zu blicken:

„Einmal, einmal war eine Zeit,
Wo in Wäldern, auf Steppen weit
Sich mein zäh und trotzig Geschlecht
Behrte und nährte nach seinem Recht,
Unverwehlich, vom Frondienst frei!
Wer rief dies Zwergengeschlecht herbei,
Das laut auf seine Bestimmung pocht,
Und alle Kreatur unterjocht?“

Wenn kein Futter mehr in der Krippe,
Ob satt oder nicht, Dchs leckt sich die Lippe,
Legt sich nieder und mahlt und laut,
Bis er das seine redlich verbaut.

Komm ich dann mit dem Joch auf dem Arm,
Blinzelt er erst: Hier läg' sich's warm...
Doch ich brauche nicht grob zu werden;
Macht ihm auch der Entschluß Beschwenden,
Er stellt sich gelassen auf die Beine,
Folgt mir rechtschaffen an der Leine.

Aber nun muß ich was Arges erzählen —
Auch ein Dchje kann einmal fehlen:
Jüngsthin — ich wollt' ihn zu Markte führen —
Wagt' er's ernstlich zu rebellieren!
Blieb urplötzlich breitbeinig stehn,
Hat mich sonderbar angesehen:
Menschlein — du kannst mir nicht entrinnen,
Ein Hornstoß, und du fährst von hinnen!
Mein letztes Stündchen wähnt ich gekommen,
Da hat mein Dchje Reiskaus genommen.
Fern im Busch ist er verschwunden,
Drei Tage hat man ihn nicht gefunden.

Aber am dritten des Abends spät
Sah ich, daß er vor'm Stalltor steht.
Vor Freuden tät ich die Strafe ihm schenken,
(Ihr müßt an die dreißig Goldstücke denken,)
Ich schob in die Kaufe das beste Heu,
Versorgt' ihn reichlich mit weißer Streu,
Bürstet' ihm glatt die Haare kraus,
Da sah er wieder gesittet aus.
Bei guter Kost kam er bald zurecht, —
Am Freitag holt ihn der Schlächterknecht...
Alfred Huggenberger.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Mara Jostin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. S. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.